

The Last Round Up

*Zwischen Rosmarein und Hecken
spielt
spielt ein alter Kopf verstecken
Kitti und Leonidas
badeten im Tintenfasz
Tintenfasz
heiszahei*

heilige Mutter Nebelschwade bitt für uns

*denn im Prater steht ein blinder Mann
lege deine Hände beide
deine Hände sind wie Seide
Bruder Theokletian
fangen wir von neuem an
Luftballon im Totenzimmer
ach die toten Frauenzimmer
nymphoman nymphoman
fangen wir von neuem an*

heilige Unschuld Marterpfahl bitt für uns

*denn im Prater steht ein blinder Mann
und die Pferdchen drehen sich im Kreise
Zahnweg Fahrrad Pumpe Regen
ich bin auch auf allen Wegen
Hauptallee Zitronenspalten
und er lässt die Taxe halten*

heilige Andacht Kreuzestod bitt für uns

*denn wir habens alle not
bitter not
Kreuz und Tod
bitter not
bitt für uns*

Friederike Mayröcker

LAST ROUND UP

oder die türklinge ist ein zuding das zu hoch
für einen ist

Regie/ Dramaturgie: Martha Hölters-Freier

Choreografie „LAST ROUND UP“:

Constanze Hartmann

Bühne: André Putzmann

Kostüm: Anja Wolf

Lichtdesign: Hans Fründt

Ensemble: Uta Brandl, Bernd Fischer, Karl

Jordan, Christine Möller, Kerstin Richter,

Carmen Tillmann, Heinrich Tillmann, Jochen

Uth, Clausjörg Walter, Helga Wiele

Kinderstimme: Irina Heiss

PREMIERE AM 28. MÄRZ 2009 IM
THEATER THIKWA, BERLIN
DAUER: 90 MINUTEN, KEINE
PAUSE



SZENENFOLGE

Prolog: Welt voll Irrsinn (Text: Kurt Schwitters)

AUF DER SUCHE NACH DEM ICH

1.Bild: Als das Kind Kind war (Text: Peter Handtke)

2.Bild: Anziehen – Ausziehen

Memento 1

3.Bild: Selbstbild mit Krone (Text: Judith Kuckart)

Memento 2

4.Bild: Inseln der Erinnerung

5.Bild: Kriegskinder (Text: Ensemble)

6.Bild: Lebenslauf eins (Text: Ensemble)

7.Bild: Anziehen – Ausziehen

8.Bild: Lebenslauf zwei (Text: Ensemble)

Memento 3

WAS HABE ICH EIGENTLICH

9.Bild: Frau Schulzes Wut (Text: Judith Kuckart/ Jenny Erpenbeck)

10.Bild: Labamba (Text: Judith Kuckart)

Memento 4

BALD WEISS ICH WER ICH BIN

11.Bild: The Last Round Up (Text: Friederike Mayröcker)

Epilog: Komme nun an mein Zentrum (Text: Jorge Luis Borges)

LAST ROUND UP

oder die türklinge ist ein zuding das zu hoch für einen ist

Neun Darsteller, Frauen und Männer zwischen 60 und 70 zumeist, zeigen in zwölf szenischen Bildern ein Spiel vom allmählichen Schwinden der Erinnerung, eine Annäherung an das Vergessen als Teil menschlichen Daseins, das für manche von uns zur Lebensform wird.

Mit nichts als Stühlen ausgerüstet bewegen sie sich als kleine Gesellschaft von Reisenden Szene für Szene durch eine „Welt voll Irrsinn“ (Schwitters). Sie proben mühsame Gangarten, erschöpfende Läufe und groteske Rituale des Kämpfens, Fliegens, Tanzens und Kreisen um sich selbst. Die oft clownesken Bewegungsmuster spiegeln Komik und Tragik lebenslanger Anstrengungen, dem ICH auf die Spur zu kommen, das Selbst zu bilden, in der Welt jemand zu sein, sich zu Höchstleistungen anzuspornen und sich abzugrenzen.

Die Wetter sind stürmisch, die Unsicherheit groß und vernünftige Versuche der Notgemeinschaft sich zu erden, Ordnung zu schaffen und ihrem jeweiligen Selbst eine Form zu geben, gelingen nicht recht. Immer wieder – als *memento mori et morbi* sozusagen – kreuzt Verrücktes, Chaos, Sprachverwirrung durch die Szene und die Stühle kippen, schleudern, machen sich gar davon.

Die Gruppe traumwandelt durch Erinnerungslandschaften, trägt Erinnerungsbausteine zusammen und konstruiert mit Kindheit und Karriere einen gemeinsamen Lebenslauf. Das scheinbar Festgefügte aber verflüssigt sich wieder, bleibt flüchtig und veränderlich. Die Kleider der Erinnerung bekommen Löcher, die Risse nehmen zu und werden irreparabel bis das Fähnlein der neun Aufrechten sich im unheimlichen Heim, am schrägen Tisch der verwirrten Bewohner wieder findet, bei den Socken im Kühlschrank, beim entflohenem Vogel, der 40 Jahre danach gesucht wird, bei der Wut der medikamentös Überversorgten, beim Schmerz lieblos unterversorgter alter Menschen. Das schneeweiße Rauschen des Vergessens im Kopf wird dichter und dichter.

Das Leben ist jetzt „eine Stimmung, die von den Bäumen vor dem Fenster geteilt wird“ (Kuckart). Es geht ganz langsam und „Labamba“ sagt die Patientin.

Dann wird die letzte Runde eingeläutet: das Häuflein der Verlorenen spielt – „zwischen Rosmarin und Hecken“ – sein Spiel zu Ende, treibt durchs All, taumelnd, angezogen und abgestoßen von fremden Mächten, im Gefolge der „Heiligen Mutter Nebelschwade“ (Mayröcker). Die hartnäckige Frage nach dem ICH verliert sich, die Schritte werden leicht:

„...so viele Dinge -
Jetzt kann ich sie vergessen,
Komme nun an mein Zentrum,
An meine Algebra und meinen Code,
An meinen Spiegel,
Bald weiß ich, wer ich bin“ (Borges)

Die chorische Spielform der Inszenierung verzichtet auf die Darstellung von Einzelschicksalen, auf psychologische Logik und geschlossene Handlung auf der Bühne. Stattdessen setzt sie auf die Vielstimmigkeit und Vielschichtigkeit der Gruppe, die die Brüchigkeit der Wirklichkeit einfängt und reflektiert – auf der Ebene der Darstellung und des Dargestellten.

Nicht alle Details der Bilderfolge wollen unmittelbar verständlich sein. Rätselhaftes soll bleiben und daran erinnern, wie die Welt dem Vergessenden erscheint; und dass sie auch für uns im Wesentlichen geheimnisvoll bleibt – trotz funktionierendem Gedächtnis, hoch spezialisiertem Fachwissen und Allmachtsphantasien. Wir wünschen uns, dass der Schlüssel für unsere Theaterarbeit intuitives Verstehen sein möge, das Erkennen von Verbindungslinien zwischen Erinnern und Vergessen, Humor, Sinn für Poesie und Einfühlung für die Menschen, die mit Demenz leben müssen.

Martha Hölters-Freier



BIOGRAPHIE - EIN SPIEL

2006 erarbeiteten zwanzig Pflegekräfte, Ausbilder und Auszubildende sowie pflegende Angehörige aus Naumburg, Berlin und Lehnin unter dem Label „Theater der Erinnerung“ die Theaterproduktion „Wenn ein Tiefseefisch verrückt wird – Bilder zum Leben mit Demenz“. Sie wurde 2006 und 07 in Lehnin, Stuttgart, Wittenberg, Leipzig, Naumburg und Berlin erfolgreich aufgeführt. Die intensiven Diskussionen mit Fachbesuchern und interessierter Öffentlichkeit, die wir dabei über das Thema und die Arbeitsweise der Theatergruppe geführt haben, ermunterten uns, weiter theatralisch an den Fragen des Alterns, Erinnerns und Vergessens zu arbeiten und neue Aspekte und Gestaltungsmittel auszuprobieren. Innerhalb eines Jahres entstand das Folgeprojekt „Last Round Up“, eine sehr persönliche Auseinandersetzung der beteiligten DarstellerInnen mit dem Thema. Die Probebühne wurde zum experimentellen Raum, in dem wir szenisch und bildhaft untersucht haben, wie wir unser Selbst, unsere Erinnerungen, Viten und Selbstbilder im sozialen Zusammenhang konstruieren und immer wieder verändern. Immer deutlicher wurde uns die „Liquidität“ dessen, was wir erinnern und dass „Vergessen...immer zur Seite steht, sprunghaft, wenn ein Mensch sich erinnern will“ (Harald Weinrich, in LETHE, Kunst und Kritik des Vergessens, Mü. 2005). „...hat vielleicht auch das Vergessen ein Daseinsrecht?“, fragten wir mit Weinrich, „Steht es wirklich ganz auf der Seite des Todes oder auch ein bisschen auf der des Lebens?“

Die meisten Ensemblemitglieder haben – sei es privat oder beruflich als Ärzte oder Beschäftigte von Pflegeeinrichtungen – Kontakt zu Demenz-Patienten. Sollte die Zahl der Erkrankten weiter wie bisher steigen, wird es vielleicht nicht mehr lange dauern, bis ein jeder in seinem Umfeld Menschen mit Demenz kennt und sich vor die Frage gestellt sieht, wie wir mit ihnen leben wollen. Und wenn es zutrifft, dass „Krankheit keineswegs ein biologischer Zustand ist, ... dass ihre Definition, ihr Auftauchen und Verschwinden in der Geschichte sowie ihre Behandlung... eng mit gesamtgesellschaftlichen Veränderungen zusammen hängen und durch die jeweilige Kultur und Gesellschaft geprägt werden“ (Angela Hörschelmann), dann kann – so hoffen wir – auch dieses Theaterstück zu einer neuen Kultur des Lebens mit Demenz beitragen, zur Integration alternder und dementiell veränderter Menschen in unsere „Gesellschaft des langen Lebens“.

Ich danke von ganzem Herzen meinen Spielerinnen und Spielern, die mir mit großer Offenheit, Vertrauen, Disziplin und Geduld auf dem verschlungenen Weg der Inszenierung gefolgt, manchmal auch voran geschritten sind. Sie haben dabei Krankheit, Gebrechen und Erschöpfungen getrotzt und hoffentlich die Freuden dieser besonderen Theaterarbeit so genossen wie ich.

Ich habe die Gruppe gefragt: „Wie war das für Euch, persönliche Lebensgeschichten „herzugeben“ für die Bühne und zu erleben, wie sie sich „unter den Händen“ des Ensembles und der Regisseurin veränderten und loslösten von Euch?

Christine: Wir erzählten uns Erinnertes gegenseitig, wurden vertrauter mit einander und entwickelten gemeinsam künstlerische Ausdrucksformen. Schließlich übergaben wir einander hochpersönliche Puzzleteilchen gelebten Lebens zur Darstellung auf der Bühne. In diesem Arbeitsprozess wurde das Eigene fremd, ließ sich loslassen und mit erstaunlicher Distanz von außen betrachten. Andererseits rief die Übernahme meiner Texte durch einen anderen Darsteller oft blitzartig eine Kaskade weiterer Erinnerungen, Assoziationen und Neubewertungen hervor, die mich tagsüber begleiteten und bis in meine Träume hinein reichten.

Henry: Ich habe meine Erinnerungen an wichtige Lebenssituationen als Material „zur Verfügung gestellt“. (Mancher mag so was nicht; ich bin durch Therapien flexibilisiert, man kann auch sagen: abgebrüht genug.)

Sie sind nun Teil des „gemeinsamen Lebenslaufs“ der Gruppe, der zentralen Szene unseres Stücks. Wenn wir proben und spielen, begegnen mir immer wieder „Brocken“ davon, häufig bemerke ich sie gar nicht mehr als meine. Sie haben sich selbstständig; mich beschäftigt nur noch der Gesamttext.

Jochen: Die Konfrontation mit den Schicksalen der Anderen und ihre künstlerische Brechung zwingt mich zum Perspektivwechsel in Hinblick auf meine eigene Biografie. Gemeinsamkeiten und Trennendes zu entdecken, erweitert den eigenen Horizont. Ich stehe am Übergang vom Erwerbsleben zum „Ruhestand“ und Altwerden empfinde ich zunehmend als Abenteuer mit ungewissem Ausgang – spannend und voller Erwartung!

Henry: Je sicherer wir in unseren Rollen werden und je mehr sich die Gruppe findet, desto näher kommt man wieder dem Gefühlsgehalt der Texte. Es ist ein Experiment: Wie wird sich diese Gruppe mit ihrem Stück schließlich anfühlen? Neulich sahen wir uns durch die ersten Probenfotos das erste Mal von außen. Man kann es erkennen: Es ist schon gemeinsame Energie da. In unserem Stück werden Sinnfragen fast spielerisch gestellt. Sie flattern locker über die Bühne und erwecken keine Furcht. Das ist gut so; werden unsere Zuschauer das auch so empfinden?

Karl: Erst dachte ich: ein Stück vom Altern, von Gedächtnisverlust und Hinfälligkeit wäre nicht mein Theaterinteresse. Jetzt habe ich erfahren, dass es in unserer Inszenierung um ganz vielschichtige Welt- und Lebenserfahrungen geht, die wir symbolisch und skizzierend auf die Bühne bringen. Nie wurde mir die Bedeutung und Komplexität unseres Gedächtnisses so bewusst und nachfühlbar, wie im gemeinsamen Spielen und Entwickeln dieses Stücks.

Helga: In den Biografien der anderen, die mich sehr berühren, erkenne ich, dass Leben Veränderung bedeutet. In dieser Erfahrung fühle ich mich mit allem Lebenden verbunden. Das Mitwirken in diesem Theaterstück bedeutet für mich Anstrengung des Körpers, des Geistes und der Seele und Einschränkung anderer mir wichtiger Dinge. Aber es ist zugleich eine Herausforderung, Bereicherung und Freude am Spiel mit den anderen.

Carmen: Für mich ist es die zweite Theaterarbeit dieser Art. Ich freue mich, dass wir zu einer sehr koproduktiven „Erlebnismgemeinschaft“ auf Zeit zusammengefunden haben, obwohl die Gruppe neu zusammen gewürfelt worden ist. Wir haben eine Art gemeinsame Schatzsuche unternommen. Ich schätze besonders die Augenblicke der Stille und Unbeweglichkeit im Spielverlauf, die bisher in meinem Leben immer zu kurz kamen.

„Unser Gedächtnis ist, moderner formuliert, die große Ich-Show. Hier wird redigiert, zensiert, zerschnitten, ausgeblendet und alles Verbliebene neu geknüpft, und zwar so, dass die Vergangenheit einen Sinn macht. Die erinnerte Biografie ist ein immer wieder neues Schauspiel auf der Bühne des Ich. In Wahrheit, wenn dieses große Wort in diesem Zusammenhang überhaupt erlaubt ist, ist ein jeder von uns, ob Staatsmann oder Straßenbahnschaffner, zu großen Teilen nur derjenige, der er überzeugt ist, gewesen zu sein.“ (Werner Siefert, Christoph Weber „ICH – wie wir uns selbst erfinden“, München 2008)



„Was habe ich eigentlich?“...

„Alzheimer.“

„Was ist das?“

Es kann damit beginnen, dass die Socken im Kühlschrank liegen und man nicht weiß, wie sie dahin gekommen sind. Man ist verwirrt und trauriger als sonst.

Was habe ich jetzt eigentlich. Die Frage bleibt hartnäckig, während man immer häufiger die Kleidungsstücke, die man seit Jahren kennt, wechselt. Die Sammlung verlorener Knöpfe, die nicht ins Loch finden, schütteln traurig die Köpfe. Ob ein Sinn ohne Loch der nicht oder doch und sich darin das Knopfsein erschöpfe?, fragen sie sich... Bei Kaffee und Kuchen zu Hause am Tisch, da schafft man es vor lauter Augen nicht mehr, die Tasse auf die Untertasse zu setzen.

Am Verlauf der Krankheit ändert sich nichts, es ändern sich nur die Symptome.

Was habe ich eigentlich? Kaffee kochen kann ich noch, doch keine Kongresse mehr durchführen. Ein Lächeln.

„Ein Lächeln“, sagt die Patientin.

Hat ja auch was, endlich nicht mehr voraus denken, funktionieren, planen zu müssen.

Der Schnee im Kopf wird dichter.

Sprechen weniger, dann weg. Verstehen weniger, dann weg. Behalten, längst weg. Die Sinne aber bleiben, sogar ganz wach.

Das Leben vergeht in einer anderen Stimmung, die von den Bäumen vor dem Fenster geteilt wird.

Das Leben ist eine Stimmung. Es geht ganz langsam.

Was habe ich eigentlich? Auch der Schnee fällt langsamer im Kopf.

„Labamba“, sagt die Patientin.“

Judith Kuckart: „Was habe ich eigentlich?“
in: Klara Obermüller „Es schneit in meinem Kopf“. München, Wien, 2006



„In Deutschland leben ca. 1,1 Millionen Demenzpatienten, davon sind Schätzungen zufolge etwa zwei Drittel an Morbus Alzheimer erkrankt. Mit steigender Lebenserwartung dürfte die Zahl der Neuerkrankungen weiter zunehmen: 2,6 Millionen Demenzkranke können es im Jahre 2050 werden.“ (Dr. Nicola Siegmund-Schultze in : Deutsches Ärzteblatt, 20.Juni 2008)

Wertes Publikum,

dies ist kein Stück, das fertig da lag, um von uns einstudiert zu werden. Es ist schrittweise entstanden in einem längeren experimentellen Werkprozess, an dem wir alle (geleitet von der Gestaltungskraft unserer Regisseurin) beteiligt waren. Als wir vor einem Jahr begannen, hatten einige von uns gerade ein Stück über den Alltag mit Demenz erarbeitet und aufgeführt. Nun wollten wir ausgehend von unserer eigenen Situation (auf dem Wege in die Demenz?) an diesem Thema szenisch weiter arbeiten, ein authentisches Spiel mit unserem Älterwerden treiben. Aber noch wusste keiner, ob es tatsächlich zustande kommen und wie es aussehen würde.

Zunächst haben wir damit experimentiert, dass jeder/jede seine/ihre Geschichte mit dem eigenen Namen (nicht jeder liebt den eigenen Namen) berichtet hat, und dass wir einander besonders eindrückliche Szenen aus unserer Kindheit erzählt haben. Mancher hatte die Befürchtung, dies könnte therapeutische Züge annehmen; das ist verfliegen. Wir haben uns überzeugt, dass die theatrale Form Distanz schafft.

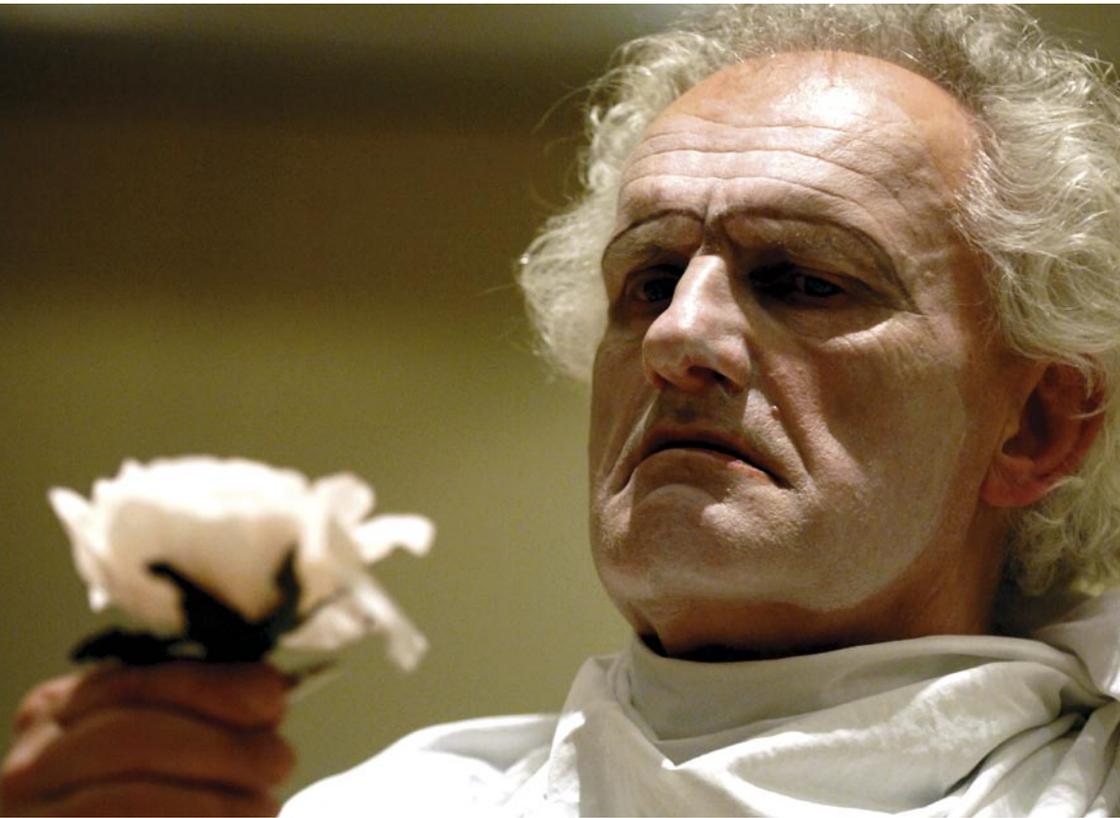
Wir haben unsere 10 Lebenslinien als Abfolgen wichtiger Ereignisse (von der Geburt bis heute) nebeneinander gelegt und sind gemeinsam an ihnen entlang gegangen. Wir haben gesehen, wie stark sie teilweise durch dieselben übermächtigen Außenereignisse (Krieg, deutsche Teilung u.ä.) geprägt und wie viele verdeckte Ähnlichkeiten und Zusammenhänge unsere Lebensläufe haben. Schließlich sind wir darauf gekommen, daraus einen „gemeinsamen Lebenslauf“ zu machen – einen „Lebenslauf der Gruppe? des Menschen“? Und haben verschiedene Möglichkeiten ausprobiert, das szenisch lebendig zu machen. Dieser Teil wurde zum Rückgrat unseres Stücks. Die anderen Teile der Collage/Szenenfolge könnte man als Vorbereitung, Kommentierung, Zuspitzung bestimmter Gemeinsamkeiten oder als virtuelle Fortführung dieses Lebenslaufes auffassen. Sie haben unter der Patenschaft der Autorentexte ihr Eigengewicht. Der alltägliche Irrsinn, die Normalität des Irrsinns und der (bei oberflächlicher Betrachtung unsichtbare) Irrsinn der „Normalität“ bringen uns auch einer neuen Wertschätzung verwirrter und nicht mehr angepasster, abhängiger Mitmenschen näher, so wie wir ziemlich sicher auch einmal auf eine derartige Wertschätzung angewiesen sein werden.

Während unseres Arbeitsprozesses hat sich die Gruppe stark verändert: Vom Ensemble des ersten Stücks sind jetzt nur noch drei Spieler dabei. Die Veränderungen haben auf Arbeitsprozess und -ergebnis erheblichen Einfluss gehabt – schließlich handelt es sich um ein Spiel mit Lebenserfahrungen und -vorstellungen der beteiligten Personen. Die kommen nun aus sehr unterschiedlichen Gegenden des Lebens; alle haben durch Textbeiträge, Spielangebote und Vorschläge zur Szenengestaltung eigene Substanzen und Gewürze in diesen melting pot gegeben, aus dem sich nun die Gestalt unseres Stücks entwickelt hat. Sie wackelt noch ein bisschen. Wieweit sind wir schon eine neue Gruppe?

Ein erstaunlicher Prozess der Zusammenarbeit, wenn man unsere Laienschaft, die Unsicherheiten auf dem Weg und den Aufwand bedenkt, den alle investiert haben.

Immerhin: im November war unser Stück in groben Umrissen schon sichtbar. Aber einzelne Szenen haben seitdem ihr Gesicht wieder stark verändert oder sind ganz verschwunden. Das läuft und läuft. Heute ist ein Zwischenergebnis auf einem Weg zu besichtigen, der hoffentlich noch nicht zu Ende ist.

Heinrich Tillmann



„Die Bezeichnung Alzheimer bleibt mindestens so stigmatisierend, wie es vorher die der Senilität (als Konstrukt des ausgehenden 19.Jhs) und sie überschattet weiterhin die gesamte Erfahrung des Alterns“.

(Ballenger, J.F. (2006) *The Biomedical Deconstruction of Senility and the Persistent Stigmatization of Old Age in the U.S.*) Ballenger beruft sich auf ein Verständnis von Stigma als Ausmaß der Angstbesetzung, die einer bestimmten Grenzziehung zwischen dem „Normalen“ und dem Pathologischen anhaftet... Die kulturell nunmehr mit „Demenz“ beziehungsweise „Alzheimer“ gekennzeichneten kognitiven Veränderungen stellen den herrschenden Entwurf von Personsein wie auch jedes gesellschaftlich akzeptierte Konzept des Selbst – in radikaler Weise – in Frage. Wie Ballenger anhand von Aufklärungsmaterialien belegt, ist das biomedizinische Modell in eine diskursive Logik verwoben, wonach die Krankheit ihre „Opfer“ der Fähigkeit des Denkens, der Einsicht, der Urteilsbildung wie auch des Lernens beraubt. Hierin ist zunächst einmal Demenz als der Alptraum des Subjekts der westlichen, postmodernen „hyperkognitiven“ Gesellschaft zu erkennen. Ballenger zeigt, dass das mit Demenz verbundene Stigma und seine Stärke insbesondere aber auch mit dem Verlust der Fähigkeit zu tun hat, die Rolle des respektablen, mittelschichtigen Individuums (als Bürger wie als Konsument) auszufüllen....

Ein weiteres, in Ballengers Buch näher ausgeführtes Argument bezieht sich darauf, dass die Fähigkeit zur Repräsentation eines kohärenten Selbst just in dem Moment zur Kernsymptomatik der „Krankheit des Jahrhunderts“ wird, in dem Unsicherheit und Verwirrung, beispielsweise im Hinblick auf die vom Einzelnen zu erfüllenden, oftmals widersprüchlichen sozialen Rollen und Erwartungen, zu Kennzeichen der „postmodernen“ Erfahrung werden. Ballengers Argumentation ergänzend ist zudem signifikant, dass die Vorstellung einer Verschlechterung der kognitiven Funktionen... als einem abnormen oder pathologischen Prozess auf der kulturellen Vorannahme eines idealisierten Körpers... beruht (Trophagan, J.W. , 2005 : *Interpreting senility: cross-cultural Perspectives*. In : *Care management Journals* 6(3)). Dieser idealisierte Körper ist Ausgangspunkt und Objekt der biomedizinischen Bemühungen. In unser abendländisches Denken tief eingelassen ist die kulturelle Weigerung, die Möglichkeit eines „Nachlassens“ bzw. einer als Nachlassen oder Verschlechterung verstandenen Veränderung als Teil des normalen Alterns zu akzeptieren.“

Gabriele Kreutzner: „Demenz und Kultur: Zwei Perspektiven“(Auszug) in: *DESSorientiert, Demenz Support Stuttgart* 1/08 „Demenz weltweit - eine Krankheit im Spiegel von Kultur(en)“

Wir danken dem THIKWA Theater für die hilfreiche Zusammenarbeit, Constanze Hartmann für die mitreißende Choreografiearbeit, Tine Walter für ihre gestalterischen Höhenflüge und dem Fonds Soziokultur für die freundliche und unerlässliche Unterstützung.

Fotos: Hermann J. Müller, Berlin,
Foto auf S. 17 Katharina Ebel,
KNA-Bild

IMPRESSUM:
Theater ZENTRIFUGE 2009
Redaktion: Martha Hölters-Freier
martha.freier@gmx.de
Tel.: 0176 25 49 41 48
Gestaltung: Tine Walter

